

# **Laudatio zum Ravicini-Preis für Dr. Ruth Steinberg-Groenhof, Oldenburg, gehalten am 28.Oktober 2012 im Alten Spital in Solothurn**

Mario Andreotti

Sehr verehrte Preisträgerin, Frau Dr. Steinberg-Groenhof,  
Sehr verehrtes Stifterpaar, liebe Lotte, lieber Pietro,  
Geschätzter Herr Präsident des Stiftungsrates, lieber Peter,  
Liebe Mitjurorinnen und Mitjuroren,  
Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Lassen Sie mich mit einer kleinen Anekdote beginnen, die uns Heinrich von Kleist in einem Brief um 1800 überliefert hat. Sie handelt von einer Leihbibliothek in Würzburg. Leihbibliotheken waren im späten 18. und im 19. Jahrhundert Bibliotheken, die im Gegensatz zu den meist aus Privatinitiative hervorgegangenen Lesegesellschaften nach rein kommerziellen Gesichtspunkten eingerichtet waren. In eine solch „klassische Leihbibliothek“, wie es bei Kleist heisst, kommt ein Kunde und wünscht sich ein paar gute Bücher; er sucht nach den Werken der grossen deutschen Klassiker und findet sie nicht. „Wo in aller Welt sind denn die Schriften Wielands, Goethes, Schillers?“, fragt er. Die Antwort des Bibliothekars kommt prompt: „Halten zu Gnaden, diese Schriften werden hier gar nicht gelesen.“ „Also, Sie haben sie gar nicht in der Bibliothek?“, so der Kunde. „Wir dürfen nicht.“ Darauf der Kunde: „Was stehn denn also eigentlich für Bücher hier an diesen Wänden?“ „Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten, rechts die Rittergeschichten mit Gespenstern, links die ohne Gespenster, ganz nach Belieben.“

Aber warum erzähle ich Ihnen diese Anekdote, wo doch hier und heute nicht das Problem der Leihbibliotheken, sondern die Ehrung einer verdienten Germanistin zur Diskussion steht. Verehrte Festgemeinde, aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Trivialliteratur seit ihrem massenweisen Aufkommen gegen Ende des 18. Jahrhunderts - hier bei Kleist sind es noch die Ritter-, Räuber- und Schauerromane; später werden es die Familien- und Liebesromane sein -, weil diese Trivialliteratur nicht nur den literarischen Markt, sondern im Grunde fast das ganze kulturelle Leben der breiten Bevölkerung bestimmte - und bekanntlich immer noch bestimmt. Und dies so sehr, dass selbst die grossen deutschen Dichter sich ihr nie ganz entziehen konnten. Friedrich Schiller beispielsweise, der bei karger Besoldung als Geschichtsprofessor in Jena unter schweren Geldnöten litt, hat immer wieder versucht, einen grösseren Leserkreis zu erreichen, um so seine finanzielle Situation aufzubessern. „Ich muss von der Schriftstellerei leben, also auf das sehen, was einträgt“, schreibt er einmal. Und Goethe hat am Weimarer Theater, dessen Intendant er von 1791 bis 1817 war, rund acht Mal mehr Stücke der beiden Trivialautoren Iffland und Kotzebue aufgeführt als von Schiller, Lessing und von ihm selber zusammen. Von Autoren wie Theodor Fontane, Paul Heyse und Wilhelm Raabe, die neben ihren kanonisierten Werken für das seit 1853 herausgegebene Massenblatt „Die Gartenlaube“ schrieben, ganz zu schweigen. Besonders interessant ist dabei Theodor Fontane, der die Trivialautoren einerseits verspottet hat, ihnen andererseits offenbar aber auch neidisch war. wenn er an seine Frau schrieb: „Um mich kümmert sich keine Katze; aber Autoren wie die Marlitt werden womöglich noch ins Vorder- und Hinterindische übersetzt.“

Doch trotz der Massenproduktion von Trivial- und Unterhaltungsliteratur, die seit Ende des 18. Jahrhunderts im Gange war, hat die Germanistik über Generationen hinweg von diesem Genre kaum Notiz genommen. Und wenn sie es doch tat, dann stets in einem abwertenden Sinne: Hier die kanonisierte, ernst zu nehmende hohe Dichtung, dort die mit Stereotypen und

Klischees arbeitende, reine Konformliteratur, die man nicht selten mit Ramsch oder gar Schund gleichsetzte und deren Autoren gerne als Pausencloawns aus der Kitsch- und Trash-Ecke apostrophiert wurden. Von einem „literarischen Sumpfgeflecht“, das den „Geschmack für das Bessere“ abstumpfe, war dann etwa die Rede. Dass diese ästhetisch und ideologisch motivierte Abwertung der Unterhaltungsliteratur häufig mit einem erstaunlichen Mangel an Kenntnis der einzelnen Texte einherging, sei nur nebenbei gesagt.

Umso mehr darf es uns freuen, dass in der jüngeren Germanistik, seit den 1960er Jahren, im Hinblick auf die Erforschung der Trivilliteratur, ein Paradigmenwechsel eingetreten ist. Es ginge zu weit, hier, in einer Laudatio, die verschiedenen Gründe für diesen Paradigmenwechsel darlegen zu wollen. Wichtig ist für uns einzig, dass der seit der Klassik hochstilisierte Gegensatz zwischen hoher Dichtung und Trivilliteratur mehr und mehr in Frage gestellt wurde, dass die Trivilliteratur damit als ein eigener Forschungsgegenstand ins Blickfeld trat. Das ist meines Erachtens der wissenschaftliche Hintergrund, vor dem wir auch die Dissertation unserer Preisträgerin über das Leben und Werk der Schriftstellerin Emmi Lewald sehen und beurteilen müssen.

Doch wer ist die erste Trägerin des Ravicini-Preises, Frau Dr. Ruth Steinberg-Groenhof, eigentlich? Verehrte Anwesende, verschonen Sie mich davor, Ihnen nun einen ganzen Tross an biographischen Fakten vortragen zu müssen. Nur so viel sei zur Person der Preisträgerin gesagt: Ruth Steinberg, die 1980 in München geboren wurde, hat von 1999 bis 2005 an der Carl von Ossietzky Universität im niedersächsischen Oldenburg Germanistik, Geschichte und Politikwissenschaften studiert. Schon in ihrer Magisterarbeit befasste sie sich in der Form einer kulturhistorischen Untersuchung des Erstlingswerks „Unsere lieben Lieutenants“ mit der Schriftstellerin Emmi Lewald, der sie später ihre Doktorarbeit gewidmet hat - eine wissenschaftliche Arbeit notabene, die von der Philosophischen Fakultät mit dem Prädikat „summa cum laude“, „mit höchstem Lob“ ausgezeichnet wurde. Eine Auszeichnung, die umso verdienstvoller ist, als wir nur allzu gut wissen, wie viele Doktorarbeiten wegen wissenschaftlich ungenügender Leistung oder gar wegen Plagiats als „insuffizienter“, eben als „ungenügend“, zurückgewiesen werden müssen. Selbst fränkische Adelige und Verteidigungsminister sind davor nicht gefeit. Fragen wir noch kurz, was Frau Dr. Steinberg heute tut: Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg und arbeitet als solche zurzeit an einem „Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa“ - einem Lexikon, das sich mit historischen Regionen wie Schlesien, Pommern, West- und Ostpreussen, Siebenbürgen, aber auch mit den Böhmisches Ländern sowie den deutschen Siedlungsgebieten im Baltikum und in Russland befasst. Geschätzte Anwesende, mir fehlen die geistlichen Gaben der Weissagung; doch so viel wage sogar ich vorauszusagen: auf Sie, verehrte Frau Dr. Steinberg, die Sie ja noch in jugendlicher Frische unter uns weilen, wartet mit Sicherheit eine glänzende akademische Karriere. Darüber freuen wir uns mit Ihnen.

Wenden wir uns nun, liebe Hörerinnen und Hörer, dem Corpus delicti zu, um dessen willen wir uns heute hier versammelt haben: der Dissertation unserer Preisträgerin. Und fragen wir uns, warum die Jury aus den recht vielen Einsendungen gerade diese Arbeit als besonders preiswürdig erachtet hat. Ich meine, es seien vor allem *drei* Gründe, die uns bewogen haben, Frau Dr. Steinberg den Preis für ihr Werk zuzuerkennen. Lassen Sie mich diese drei Gründe der Reihe nach kurz nennen:

Da ist zunächst einmal ganz grundsätzlich der Mut, den es braucht, auf einem Gebiet zu dissertieren, das in der deutschen Literaturwissenschaft z.T. immer noch ein Schattendasein führt. Wir sprachen davon. Nun, diesen Mut hatten selbstverständlich auch alle andern Einsender. Aber bei Ruth Steinberg kam noch etwas anderes hinzu: Sie hat mit der in

Oldenburg geborenen und aufgewachsenen Emmi Lewald eine Schriftstellerin gewählt, die zwar heute mehr oder weniger vergessen ist, die aber als gemässigte Frauenrechtlerin vor allem mit ihren Novellen und Romanen die gesellschaftliche Emanzipation der Frau, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts einsetzte, stark gefördert hat. Damit konnte die Doktorandin das weit verbreitete Vorurteil, die Trivialliteratur orientiere sich stets an veralteten gesellschaftlichen Modellen - hier die Frau in ihrer spezifisch häuslichen Rolle, dort der Mann, der seine Arbeit ausserhalb der Hausgemeinschaft findet - schlagend widerlegen. Dass in Ruth Steinbergs Dissertation die Geschlechterthematik, d.h. die Frage nach dem Rollenverhalten der Geschlechter, vor allem natürlich der Frauen, einen so breiten Raum einnimmt, hängt wohl mit dem grossen Interesse der Autorin an Gender-Fragen zusammen. Mit ihrem Interesse an solchen Fragen beweist die Preisträgerin übrigens, dass sie nicht nur in Bezug auf die Wahl des Forschungsgegenstandes, sondern auch im Hinblick auf die germanistische Forschung selber auf der Höhe der Zeit ist. Denn die Gender- oder Geschlechterstudien, hervorgegangen aus der Feministischen Literaturwissenschaft, sind eine seit den 1980er Jahren etablierte Forschungsrichtung, auf die wir heute, gerade bei der Interpretation von sog. Frauenliteratur, kaum mehr verzichten können. Wenn die Preisträgerin in ihrer Doktorarbeit die Frage aufwirft und zu beantworten sucht, mit welchen Strategien es Emmi Lewald gelungen sei, sich in der literarischen Öffentlichkeit zu positionieren. Und wenn sie gleich die andere zentrale Frage hinterher schickt, inwiefern geschlechtsspezifische Wertungsprozesse für den Ausschluss der Autorin aus der Literaturgeschichtsschreibung verantwortlich seien, dann handelt es sich um typische Fragestellungen aus dem Bereich der Genderstudien. Ähnlich verhält es sich mit ihrer Feststellung, als Schriftstellerinnen hätten im 19. Jahrhundert nur Frauen tätig sein können, die finanziell und von Männern unabhängig waren und die es akzeptierten, als Aussenseiter zu gelten. Deshalb habe es viele weibliche Autoren gegeben, die männliche Pseudonyme annahmen. Zu ihnen gehörte auch Emmi Lewald, wenn sie zeitweise unter dem Pseudonym „Emil Roland“ schrieb. So bietet sich denn Ruth Steinbergs Dissertation über Leben und Werk Emmi Lewalds als äusserst aufschlussreiche Studie zur Rolle der Frau, vor allem der Schriftstellerin, im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert an.

Aber nicht nur das. Die Preisträgerin versteht es, das ganze soziale, ja geschichtliche Umfeld, in das Emmi Lewalds literarisches Werk eingebettet ist, vor uns auszubreiten. Da ist von gesellschaftlichen Umbrüchen, vom Aufstieg des Wirtschafts- und Kleinbürgertums und vom Abstieg des Adels im späten 19. Jahrhundert, von der grossen Zäsur des Jahres 1914, von der Gesellschaft in der Nachkriegszeit und von weiterem mehr die Rede. Ich verschweige nicht, dass ich in Ruth Steinbergs Doktorarbeit Dinge über soziale und rechtliche Zustände erfuhr, von denen ich als Germanist und Historiker rein gar nichts gewusst hatte.

Doch damit noch nicht genug. Ruth Steinberg beleuchtet in ihrem Werk nicht nur das gesellschaftliche, sondern auch das ganze literarische Umfeld von Emmi Lewald, den seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts expandierenden Buch- und Zeitschriftenmarkt. Geradezu spannend berichtet sie in diesem Zusammenhang vom wechselhaften Verhältnis der Schriftstellerin zu ihren Verlegern. So etwa, wenn Emmi Lewald ihrem Oldenburger Verleger August Schwartz das eine Mal grossen Einfluss auf Inhalt, Gestaltung und Anordnung ihrer Texte zubilligt, indem sie ihn bittet, an ihren Texten noch etwas zu feilen und zu verbessern, und ihm ein andermal sehr selbstbewusst gegenübertritt. „Mir wäre es sehr lieb, wenn dann der Druck bald beginnen könnte, damit ich die Korrekturen nicht zu eilig zu erledigen bräuchte“, heisst es da einmal recht forsch. Auffallend bei dem Ganzen ist, dass Ruth Steinberg gegenüber der von ihr untersuchten Schriftstellerin nie in einen naiv-bewundernden Ton verfällt, sondern, wie es einer wissenschaftlichen Untersuchung angemessen ist, stets eine kritische Distanz beibehält. So macht sie keinen Hehl daraus, dass sich Emmi Lewald bei ihren

Veröffentlichungen sehr am Geschmack des Publikums orientierte und stets Verkaufszahlen, Neuauflagen und ihren Verdienst als Schriftstellerin im Blick hatte. Was das Letztere betrifft, da bietet uns Ruth Steinberg ein beredtes Beispiel. Sie schreibt da wörtlich: „Auch auf ein gutes Autorenhonorar achtete Emmi Lewald. Als August Schwartz ihr für die 1'000 Exemplare der Erstauflage der *Italienischen Landschaftsbilder* ein Honorar von 300 Mark anbot, machte sie ihn einige Tage später darauf aufmerksam, dass sie bei Fontane & Co. in Berlin für die gleiche Auflagenstärke ein besseres Angebot bekommen habe - woraufhin Schwartz in seinem nächsten Brief auf 350 Mark erhöhte.“ Das, meine Damen und Herren, nennt man Geschäftssinn.

Einbezug des gesamten gesellschaftlichen, ja geschichtlichen Umfeldes der Schriftstellerin: das war der *zweite* Grund, warum die Jury Ruth Steinbergs Doktorarbeit für besonders preiswürdig befunden hat. Es gibt aber noch einen *dritten* Grund, den ich hier doch noch kurz erwähnen möchte. In meiner Tätigkeit als Lehrbeauftragter und Dozent musste ich mir recht viele Dissertation anschauen; doch nur wenige dieser Dissertationen waren im Hinblick auf saubere methodische Vorgaben, auf die ebenso saubere Materialsichtung und Aufarbeitung des Untersuchungsverfahrens wie auf die genaue Wiedergabe des Forschungsstandes so perfekt wie die Arbeit von Frau Steinberg. Ähnlich perfekt gestaltet sind auch der wissenschaftliche Apparat mit den zahlreichen erläuternden Fussnoten und den textkritischen Anmerkungen sowie die umfassende, sauber gegliederte Bibliographie am Schluss des Werks. Für diese äusserst sorgfältige wissenschaftliche Arbeitsweise gebührt der Preisträgerin ein besonderes Kompliment.

Frau Dr. Ruth Steinberg darf in wenigen Augenblicken aus der Hand der Präsidentin der Jury, Frau Dr. Kully, als erste Preisträgerin den 2010 geschaffenen Ravicini-Preis entgegennehmen. Um aber Preise vergeben zu können, braucht es auch Stifter - Menschen, die sich, um die Literatur, ja die Kultur eines Landes, eines ganzen Sprachraums zu fördern, finanziell engagieren. Solche Menschen haben wir in Lotte und Pietro Ravicini-Tschumi, den beiden Stiftern des nach ihnen benannten Preises, die heute selbstverständlich auch unter uns weilen. Dabei kenne ich Lotte schon seit vielen Jahren; sie war einst Teilnehmerin und finanzielle Fördererin unserer Schriftstellerseminare, hat an einem dieser Seminar selber über Trivilliteratur und deren kritisches Verstehen referiert und ist nicht zuletzt die Gründerin des „Kabinetts für sentimentale Trivilliteratur“ hier in Solothurn, eines Museums notabene, das triviale Frauenliteratur von der Französischen Revolution bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts sammelt. Dass Lotte Ravicini damit einen bedeutenden Beitrag zur Erforschung und Geschichte der Trivilliteratur leistet, steht ausser Frage.

Verehrte Anwesende, ich komme zum Schluss. Als wir vom Preisgericht der Stadt Überlingen im Jahre 2006 dem Schweizer Schriftsteller Markus Werner den Bodensee-Literaturpreis verliehen, quittierte dieser die Ehrung u.a. mit dem Satz, Anerkennungspreise würden einen selbstgefällig und träge machen. Verehrte Frau Dr. Steinberg, ich bin überzeugt, dass dies für Sie nicht zutrifft, dass Sie ganz im Gegenteil in ihrem wissenschaftlichen Elan nicht nachlassen werden. Wer weiss, was Sie über den trivialen Frauenroman, die Herzkammer des Buchgeschäfts, in Zukunft noch alles zutage fördern. Ich wünsche Ihnen dazu, auch im Namen der Jury, von Herzen viel Erfolg. Ihnen allen, liebe Hörerinnen und Hörer, danke ich für Ihre Aufmerksamkeit.

Mario Andreotti, Prof. Dr., ist Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen, Dozent für literarisches Schreiben an der Schule für Angewandte Linguistik in Zürich und u.a. Mitglied des Preisgerichtes für den Bodensee-Literaturpreis. Er ist zudem Autor des bei Haupt/UTB erschienenen Standardwerks *Die Struktur der modernen Literatur* (4.Aufl., 2009). Seine Wohnadresse: Birkenweg 1, 9034 Eggersriet. [mario.andreotti@swissonline.ch](mailto:mario.andreotti@swissonline.ch)

